

Rundschau

Sommerfrische | 07

Ein Leben mit Wumms | 09

Wir nannten sie „Tiby“ | 26

DKV
Residenz
Tibusplatz

IM
HERZEN
JUNG!

Grußwort

Liebe Leserinnen und liebe Leser ...

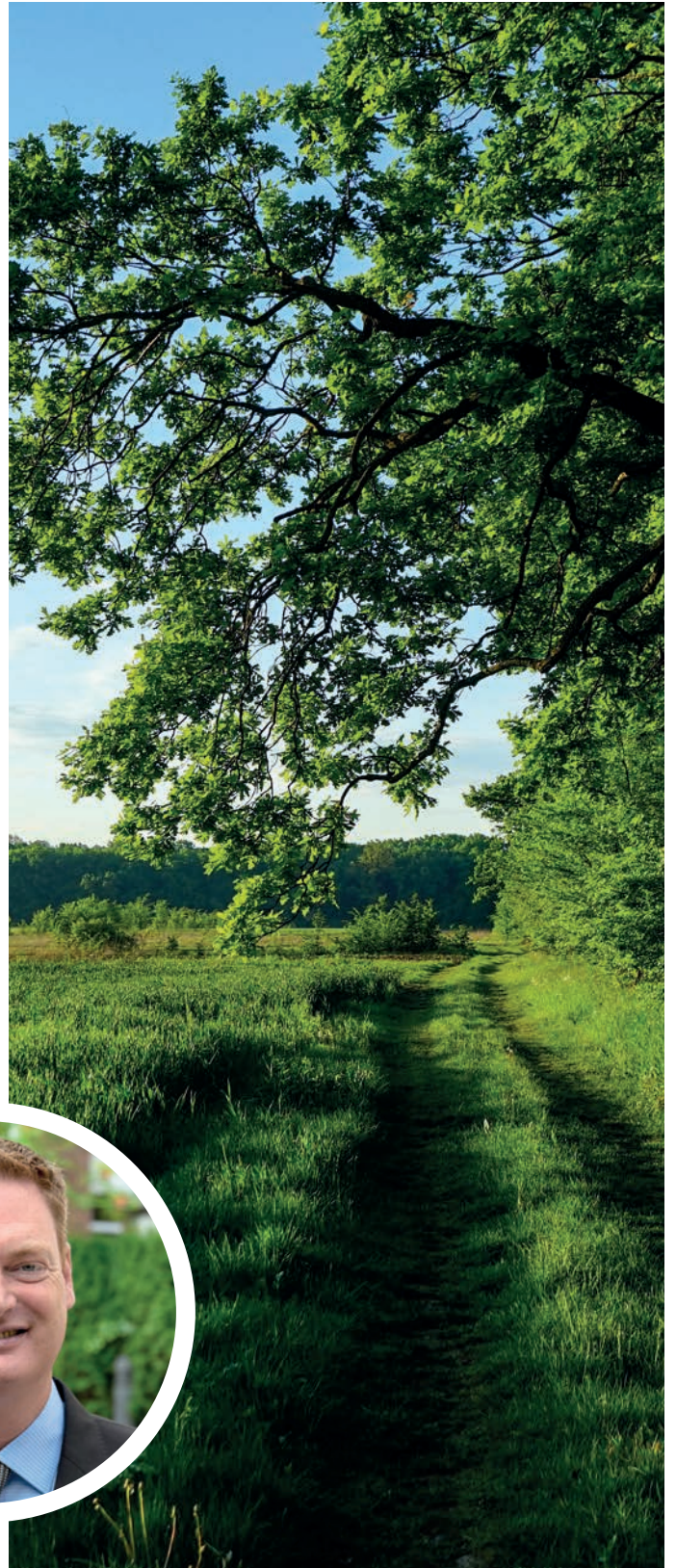
mit dem Sommer kehrt die Leichtigkeit zurück – in unsere Gärten, auf die Promenade und hoffentlich auch in den Alltag. Passend dazu widmet sich die neue Ausgabe der Rundschau dem, was bewegt: Menschen, Gedanken und Geschichten.

Ob auf drei Rädern durch Münster oder mit Mauerseglern unter dem Dach – unsere Beiträge erzählen von Aufbrüchen, Beobachtungen und manchmal auch von ganz neuen Perspektiven. Wir begegnen dabei bekannten Namen wie Alfred Nobel und entdecken zugleich fast vergessene Berufe wieder.

Neben historischen Streifzügen durch Münster oder der Frage, ob man „noch Auto fahren kann“, bleibt auch Raum für das ganz Persönliche: Vom inneren Schweinehund über Sommerfrische bis hin zur Frage, was eigentlich begnadete Schriftstellerinnen auszeichnet.

So entsteht ein Kaleidoskop – bunt, klug und oft mit einem Augenzwinkern erzählt. Wir laden Sie herzlich ein, sich ein kühles Getränk zu holen, einen schattigen Platz zu suchen – und in aller Ruhe zu schmökern.

Herzlichst,
Frank Jansing | Residenz-Direktor



Inhalt

Vielfältiges

- S. 04** Mein Freund oder Feind?
Der innere Schweinehund
- S. 06** Hawaii – Eine Hommage in Bild & Ton
- S. 07** Sommerfrische

Begnadet • Wissenschaft

- S. 09** Ein Leben mit Wumms:
Alfred Nobel
- S. 13** Schreibende Hausfrauen und andere
schreibende Frauenzimmer –
Nobelpreisträgerinnen der Literatur

Historisches • Aus Münster

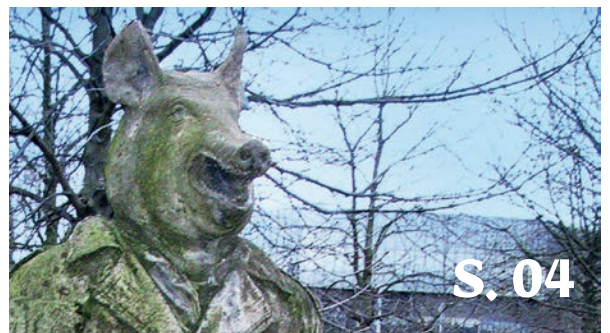
- S. 16** Wer waren die Observanten?
- S. 18** Erinnerung an Pinkus Müller
- S. 20** Münster am 28.07.2014 –
Der große Regen

Fast vergessene Berufe

- S. 22** Das Fräulein vom Amt

Kulturteil • Aus der Residenz

- S. 24** Auf drei Rädern durch Münster:
Ein Paar, ein Rad – und ein großes
Stück Freiheit
- S. 26** Wir nannten sie „Tiby“
- S. 29** Kann ich noch Auto fahren?
- S. 31** Impressum



S. 04

▲ Finden und Überwinden



S. 07

▲ Ein veralteter Begriff wieder aufgefrischt



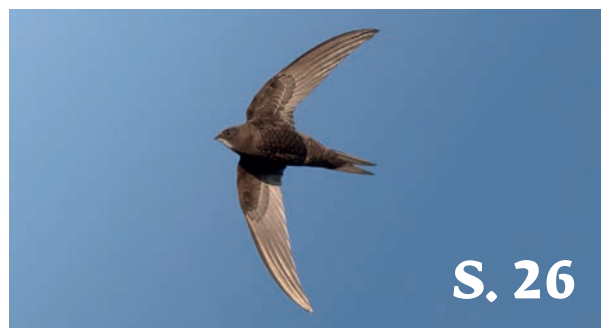
S. 09

▲ Exklusiver Preis mit explosiver Geschichte



S. 22

▲ „Verbinden Sie mich bitte mit ...“



S. 26

▲ Afrika im Winter, Münster im Sommer

Mein Freund oder Feind?

Der innere Schweinehund

Wer ist der Unbekannte? Eine Person, eine Sache, die mich hindert, aktiv zu werden oder zu sein? Könnte es der innere Schweinehund sein? Ja, er ist es! In der Studentensprache des 19. Jahrhunderts wird der „Schweinehund“ als grobes Schimpfwort bekannt. Der Schweinehund sollte an den Sauhund erinnern, der zur Wildschweinjagd eingesetzt wurde, um Tiere zu hetzen, zu ermüden und zu halten. Diese Eigenschaften wurden auch auf die Charaktereigenschaften bissiger Menschen bezogen. Im zweiten Weltkrieg war der „innere Schweinehund“ bei den Soldaten bekannt, bei Trainern und Turnlehrern noch lange danach in Gebrauch als Überwindung von Faulheit und mangelnder Disziplin.

Der Begriff

„Innerer Schweinehund“ scheint nur im deutschen Sprachraum verbreitet zu sein; wörtliche Übersetzungen lassen sich in anderen europäischen Sprachen nicht finden. Mit dem „inneren Schweinehund“ verfügen wir in unserem Land über sehr knappe und präzise Redewendungen, die sich als Aspekte des Überwindens und Aufraffens einordnen lassen. Das psychische Problem dahinter wurde schon viel früher unter dem altgriechischen Begriff „akrasia“ von dem Philosophen Aristoteles als Willensschwäche beschrieben. Eine bestimmte Handlung einer Person wird erwartet; dem inneren Schweinehund gelingt es aber, den Menschen dazu zu bringen, nichts zu tun, auch wenn es besser wäre, etwas zu unternehmen.

Ein Beispiel

Hätte sich mein innerer Schweinehund nicht so stark gemacht, hätte ich die Abgabe dieses Artikels nicht so oft verschoben. Mangelnder Spaß an der Aufgabe war es nicht. Wenn ich die Arbeit in Angriff nehmen wollte, war er da, mit banalen und verführerischen Argumenten. Sie leuchteten mir sofort

ein, führten zur Aufgabe meiner Bemühungen und schafften momentan Erleichterung.

Wo steckt das Positive?

Der innere Schweinehund bewahrt uns vor Überforderung oder Überanstrengung, vor übermäßigem Perfektionismus. Es soll uns rundum gut gehen. Wir sollten seinen Rat annehmen, wenn er uns auf unsere Leistungsgrenzen aufmerksam macht. Die Figur des inneren Schweinehundes tritt uns selbst als humorvolle Umschreibung unserer Widerstände entgegen. Nicht zu vergessen: es gibt so viele innere Schweinehunde wie es Menschen gibt.

Die künstlerische Darstellung

Der Schweinehund – weder der innere noch der äußere – wurde nie lebend gesehen, aber vom dänischen Bildhauer Jens Galschiot 1993 als Skulptur angefertigt mit einer Höhe über 2 Meter und einem Gewicht von 1000 Kilogramm Beton. Er stellte am 8. November in Bonn eine Skulptur des „Inneren Schweinehundes“ mit der Originalbezeichnung „**My Inner Beast**“ auf. Es ist ein Schwein mit menschlicher Kleidung; es wirkt abstoßend, aber auch vertraut zugleich in der menschenähnlichen Gestalt. Der Künstler verteilte Skulpturen in einer Nacht- und Nebelaktion im Laufe von 2,5 Tagen in 20 europäischen Städten. Es sind nur noch wenige Kunstwerke zu entdecken z. B. in Mailand, Barcelona und Bonn. In Deutschland hat die Skulptur einen Platz in der Staatssammlung gefunden.

Das Ziel des Künstlers war, mit dieser Aktion daran zu erinnern, wie wir in Europa mit Intoleranz, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit umgehen. Auf einer Messingplatte am Sockel beschreibt der Künstler das Tier mit den Instinkten niedrigster Art.

Es soll auch ein Mahnmal dafür sein, sich mit der eigenen Haltung gegenüber Fremden Gedanken zu machen.



**Foto: Am 8. 11. 1993
in Bonn aufgestellte
Skulptur „Mein innerer
Schweinehund“ des
Kunsthappenings
“Cogito”**

Quelle: *Wikimedia Commons*

Hawaii – Eine Hommage in Bild & Ton

Es gibt Orte, die brennen sich nicht nur ins Gedächtnis – sie schreiben sich tief ins Herz.

Eine Landschaft wie aus einem Traum – der süße Duft der Plumeriablüten in der Luft, das sanfte Rauschen des Pazifiks, das ungewohnte Gurren tropischer Tauben – und ein Lebensgefühl, das sich kaum in Worte fassen lässt. Hawaii ist mehr als nur ein Reiseziel. Es ist ein Gefühl von Weite, Ruhe und tiefer Verbundenheit mit der Natur.

Ich hatte das große Privileg, gleich zweimal in diese besondere Inselwelt reisen zu dürfen – und doch habe ich längst nicht alles gesehen. Auf meiner Reise zwischen O'ahu, Big Island und Kaua'i sind viele Eindrücke geblieben: vom majestätischen Mauna Kea über verborgene Wasserfälle, die wir erst nach einer fünfstündigen Wanderung erreichten, bis hin zu den goldgelben Stränden von O'ahu.

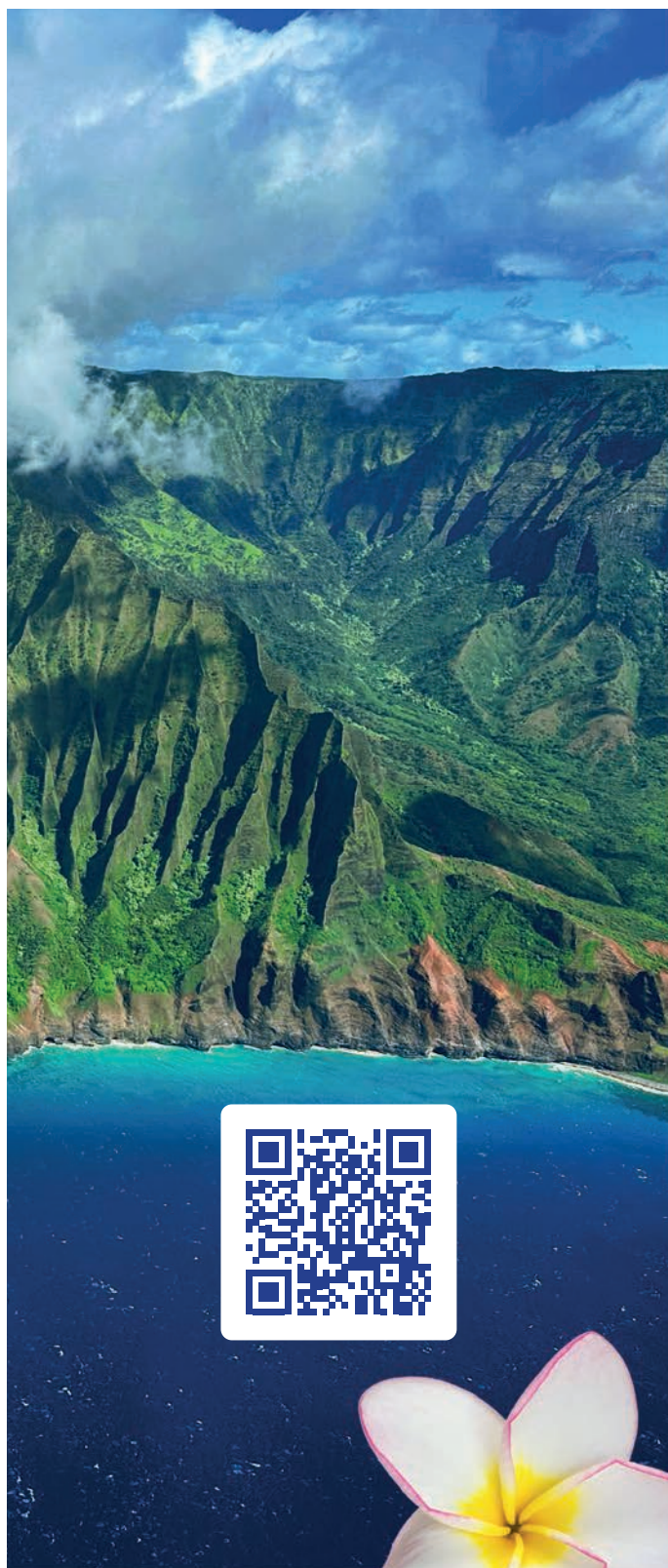
Diese Erlebnisse habe ich in einem Kurzfilm festgehalten – als kleine Hommage an eine Zeit, die mich tief geprägt hat. Die Musik zum Film habe ich selbst komponiert, inspiriert von den Bildern und Emotionen dieser Reise.

Doch auch Sehnsuchtsorte haben ihre Zeit. Inmitten globaler Veränderungen, gesellschaftlicher Spannungen und persönlicher Entwicklungen habe ich für mich entschieden: Vorerst werde ich nicht mehr nach Hawaii reisen können. Nicht aus Ablehnung – sondern aus Respekt. Vielleicht auch aus einem gewandelten Bewusstsein heraus.

Dieses Video markiert also einen Abschied für mich – hoffentlich nur auf Zeit. – Bis dahin freue ich mich über das Erlebte und die vielen Fotos und Videos, die ich von dieser Reise mitgebracht habe.

Scannen Sie einfach den QR-Code mit Ihrem Smartphone – und lassen Sie sich mitnehmen auf eine kurze, visuelle Reise durch die Schönheit und Artenvielfalt Hawaiis.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Anschauen.



Sommerfrische

**Zupf dir ein Wölkchen aus dem Wolkenweiß,
Das durch den sonnigen Himmel schreitet.
Und schmücke den Hut, der dich begleitet,
Mit einem grünen Reis.**

**Verstecke dich faul in der Fülle der Gräser.
Weil`s wohltut, weil`s frommt.
Und bist du ein Mundharmonikabläser
Und hast eine bei dir, dann spiel, was dir kommt.**

**Und lass deine Melodien lenken
Von dem freigegebenen Wolkengezupf.
Vergiss dich. Es soll dein Denken
Nicht weiter reichen als ein Grashüpferhupf.**

Joachim Ringelnatz
(1883-1934)

„Sommerfrische“ ist ein leichtfüßig - humorvolles Sommergedicht. Joachim Ringelnatz bringt hier einige seiner Empfindungen zum Ausdruck, die wir (auch heute noch) mit diesem Wort verbinden: draußen bei sonnigem, blauem Wolkenhimmel wandern oder spazieren gehen in frischer Luft, unbeschwert und frei von Sorgen, kurz: „Die Seele baumeln lassen.“ Mich erinnert das Wort an sorgenfreie und bescheidene Ferien in meiner Jugend. Wenn unsere Mutter sagte „Wir machen jetzt Sommerfrische“, dann hieß das, wir legen uns aufs Bett und lassen die frische Luft ins Zimmer strömen. Draußen konnte es regnen, dann war die Luft noch frischer, gesättigt mit den Düften der Blumen, und wenn der Regen nachließ, hörte man die Vögel wieder zwitschern. Es war eine eher stille Zeit, die Augen geschlossen, ganz hingegen an die Geräusche der Natur, zum Beispiel an das gleichförmige Rauschen der Nordsee im Hintergrund. Manchmal aber war es auch etwas langweilig und kein Vergnügen für junge Menschen.



In moderner Reisewerbung werden wir das Wort kaum finden, es passt nicht zu heutigen Abenteuertrips in die Ferne, eher in eine ländliche Umgebung im deutschsprachigen Raum.

„Sommerfrische“ ist laut Duden ein veralteter, aus der Mode gekommener Begriff, definiert als ein „Erholungsaufenthalt der Städter auf dem Lande zur Sommerzeit“ oder „Landlust der Städter im Sommer“ (Wörterbuch der Gebrüder Grimm). Er wurde gerne gebraucht im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, als der Adel und auch das gehobene Bürgertum die durch Industrialisierung verrußten, staubigen Städte verließen und sich auf den eigenen Landsitz oder in oft unbeheizte, kühle Sommervillen, Pensionen, Landgasthäuser, Bauernhöfe oder Kurbäder zurückzogen – sei es für mehrere Monate oder ein paar Wochen zur Erholung von der Arbeit bzw. zum Urlaub in heilsamer, frischer Luft. Per Eisenbahn war es auch zunehmend möglich geworden, weiter entfernte Gebiete in Europa bequem zu erreichen.



▲ Bild: Terrasse in Klobenstein, Tirol von Lovis Corinth (1858-1925)

Öl auf Leinwand | 1910 | Quelle: Wikimedia Commons

Laut der Gesellschaft für deutsche Sprache wurde das Wort „Sommerfrische“ bekannt durch den Schriftsteller Ludwig Steub mit seinen Büchern über Brauchtum in Tirol. Nach Kluges Etymologischem Lexikon der deutschen Sprache ist es ursprünglich ein Tiroler Wort für einen „sommerlichen Erholungsaufenthalt auf dem Lande“. „In die Frisch“ gehen hieß es bereits im 17. Jahrhundert, wenn die betuchte Gesellschaft etwa aus Bozen oder Mailand zwischen Juni und September ihre Städte verließen, um die kühleren Bergregionen der Dolomiten aufzusuchen. Das Wort ‚Sommer‘ verstärkte den Eindruck von ‚Frische‘. Die Ursprünge des Wortes „Sommerfrische“ verweisen uns auf Italien; das italienische Wort „frescura“ (frische Luft, angenehme Kühle) könnte hier laut Kluge Vorbild gewesen sein. „Refrigerazione“ bezeichnete im sommerlich heißen Italien die „Erfrischung im Schatten“. Das Grimm’sche Wörterbuch kennt

das Wort „Sommerfrische“ aber auch als ein Hirtenwort für die Weidemonate auf den höher gelegenen, kühleren Almen.

In unseren heutzutage klimatisch wärmeren und insofern auch teurer werdenden Zeiten bleibt die schlichte Sommerfrische ein Sehnsuchtsort, der jedoch wieder beliebter wird. Viele Menschen bevorzugen aber immer noch die Wärme und scheuen auch Hitze nicht, wenn sie in südliche Länder reisen; allerdings werden aktuell auch skandinavische Länder häufiger aufgesucht.

„Sich faul in der Fülle der Gräser zu verstecken“ gelingt heutzutage oft nicht mehr, aber sich „ein Wölkchen aus dem Wolkenweiß zu zupfen“ und alles um sich herum zu vergessen ist uns immer noch möglich und macht jedenfalls für Augenblicke glücklich.

Ein Leben mit Wumms: Alfred Nobel

Vom Chinesischen Schießpulver zum Dynamit des Alfred Nobel

Von der Erfindung des Schießpulvers durch die Chinesen im 10. Jahrhundert bis zur kontrollierten Anwendung des Dynamits sollten 800 Jahre vergehen. Findige Alchimisten in China hatten als Erste erkannt, dass in der Mischung aus Salpeter, Holzkohle und Schwefel explosive Kräfte schlummerten. Sie erfanden das Schießpulver. Handelsreisende brachten das Wissen über diese brisante Mischung mit in das westliche Abendland. Die Kunst der Sprengstoffherstellung kannte bald der ganze europäische Kontinent. Das Schießpulver lieferte dabei auch den Antrieb für die Munition der Armeen.

Über Jahrhunderte blieb die Mischung aus Salpeter, Holzkohle und Schwefel der einzige bekannte Sprengstoff.

Dann brach mit Nitroglycerin und Dynamit ein neues Zeitalter in der Geschichte der Explosionsstoffe an. Der Turiner Chemiker Ascanio Sobrero stieß 1846 auf das Nitroglycerin, einen Stoff mit enormer Sprengkraft. Die Mischung aus Glycerin, Schwefel- und Salpetersäure war explosionsfreudig wie kein anderes Mittel zuvor. Er konnte seine Erfindung nicht bändigen und verletzte sich schwer bei einem Experiment. Erst 1866 gelang **Alfred Nobel** der Durchbruch mit der Erfindung des Dynamits. Doch wer war dieser Alfred Nobel?

Jugend und Ausbildung

Alfred Nobel wurde am 21. Oktober 1833 in Stockholm als dritter Sohn von Karolina Nobel und des schwedischen Ingenieurs und Industriellen Immanuel Nobel geboren. Er hatte zwei ältere Brüder Robert und Ludvig und den jüngeren Bruder Emil Oskar. Mit acht Jahren besuchte er die St. Jacobs Höhere Apologistenschule für zwei Semester, die er als einer der drei Besten verließ. Mit neun Jahren zog er mit der Familie nach St. Petersburg, der damaligen Hauptstadt Russlands. Sein Vater baute dort auf Wunsch Russlands im Auftrag der schwedischen Regierung Maschinenfabriken, die sehr gut florierten.



▲ Bildnis von Alfred Nobel vor 1896

Öl auf Leinwand | 1910 | Quelle: Wikimedia Commons

Während der Zeit in Russland genoss er Unterricht von angesehenen Privatlehrern.

Alfred interessierte sich sehr für Literatur, vor allem für die englische. Er wollte Schriftsteller werden. Das sah sein Vater überhaupt nicht gern. Er schickte seinen Sohn Alfred mit siebzehn Jahren daher auf eine zweijährige Studienreise. Alfred lernte in dieser Zeit führende Chemiker und Ingenieure seiner Zeit kennen. Hierunter war auch der bereits erwähnte Ascanio Sobrero, der Experimente mit Nitroglycerin machte. Nobel war begeistert und nahm sich vor, weiterhin mit diesem Stoff zu experimentieren.

Experimente, Erfindungen, das Dynamit und Patente

Mit der Fertigkeit ausgestattet, gut mit Maschinen und technischen Geräten umzugehen, entwickelte Nobel seit 1857 verschiedene kleinere Erfindungen,



▲ 1938 hergestellte Sprengstoff-Verpackung für 20 Dynamit-Patronen zu je 30 mm Durchmesser für die in Sythen produzierende Fabrik der Westfälisch-Anhaltische Sprengstoff AG | Quelle: Wikimedia Commons

die er zum Patent anmeldete. Insgesamt waren es 355 auf seinen Namen angemeldete Patente. Zu diesen ersten Patenten gehörten: Ein Gas-Messgerät, ein Apparat für Flüssigkeitsmessungen und ein verbessertes Barometer oder Manometer.

Er studierte in Paris Chemie, wo er von einer Bank ein Darlehen von 100 000 Francs zur Erforschung des Nitroglycerins erhielt, der er sich nun gänzlich widmete. Einen ersten Erfolg erzielte er 1862 mit einer erfolgreichen Unterwassersprengung in St. Petersburg mit Nitroglycerin. Ein Jahr später erhielt er das Patent für seine Methode zur Herstellung von Schießpulver. Zwei Jahre später erfand er die Initialzündung, die er Nobels Patenzünder nannte. Dieser Zünder ermöglichte die Massenherstellung und den Einsatz von Sprengstoff in großem Stil. Es stellte sich aber heraus, dass seine Methode zur Herstellung des Schießpulvers noch nicht betriebssicher war. Dies zeigte sich am 03. September 1864, als eine Sprengstoff-Fabrik auf Heleneborg nahe Stockholm durch eine verheerende Explosion völlig zerstört wurde. Hierbei kam auch Nobels jüngerer Bruder zu Tode. Auch seine Fabrik in Geesthacht flog schon kurz nach der Errichtung 1866 in die Luft.

Trotz dieser Unglücke machte Nobel weiter. Nach vielen Experimenten kam Nobel auf die erfolgreiche Mischung aus Nitroglycerin und Kieselgur. Das sehr poröse Sediment aus Kieselalgen verminderte

die Sprengkraft des Nitroglycerin nur um ein Viertel, machte es aber unempfindlich für Erschütterungen. Nobel nannte den neuen Sprengstoff nach dem altgriechischen Wort dynamis (Kraft) „**Dynamit oder Nobels Sicherheits-Pulver**“. Er ließ es im Laufe des Jahres 1867 in vielen Ländern patentieren.

Da der Bedarf an einem sicheren und trotzdem wirkungsvollen Sprengstoff zu dieser Zeit auf vielen Gebieten immens groß war, konnte Nobel schnell ein großes Vermögen aufbauen. Seine Firmen lieferten Nitroglycerin-Produkte nach Europa, Amerika und Australien. Nobel reiste ständig, um seine Produkte zu verkaufen. Er besaß über 90 Dynamit-Fabriken in aller Welt.

Neben seinen Reisen forschte Nobel weiterhin mit Sprengstoffen: So entwickelte er die **Sprenggelantine**. Der Sprengstoff war fester als Nitroglycerin, sicherer in der Handhabung und hatte eine höhere Sprengkraft. Ein Jahr später erfand Nobel das **Ballistit**, ein rauchschwaches Schießpulver, das er sich patentieren ließ. Er verkaufte das Patent an die italienische Regierung, da Frankreich das Kaufangebot ablehnte. Durch den Verkauf nach Italien wurde Nobel der Spionage verdächtigt. Ihm wurde die Erlaubnis, in Frankreich Experimente durchzuführen, entzogen. Daraufhin verlegte Nobel 1891 seinen Wohnsitz nach San Remo/Italien, wo er den Rest seines Lebens verbrachte.

Nobels Einstellung zum Krieg

Schon Nobels Vater war als Rüstungsunternehmer zu Wohlstand gekommen, unter anderem durch die Produktion von Seeminen, die das Russische Reich im Krimkrieg einsetzte. Alfred Nobels wichtigste Erfindungen, **Dynamit** und **Sprenggelantine**, waren entgegen weit verbreiteter Ansicht nicht zur Kriegsführung geeignet. Das rauchschwache **Ballistit** war allerdings eine Ausnahme. Es revolutionierte die gesamte Schusstechnik, von der Pistole bis hin zur Kanone. 1894 kaufte Nobel sogar den schwedischen Rüstungsbetrieb Bofors. Eigentlich verabscheute er den Krieg. Er verband mit der Rüstungsproduktion die Hoffnung, dass die Armeen eines Tages vom Krieg Abstand nehmen würden, sobald die abschreckende Wirkung ihrer Waffenarsenale groß genug geworden sei.

Als Nobels Bruder Ludvig 1888 starb, druckte eine französische Zeitung versehentlich einen Nachruf auf Alfred Nobel. Die Überschrift lautete: **Le marchand de la mort est mort** („Der Kaufmann des Todes ist tot“). Nobels Reichtum wurde damit erklärt, dass er das Mittel gefunden habe, „mehr Menschen schneller als jemals zuvor zu töten“. Alfred Nobel war über diese Darstellung entsetzt und begann, sich obsessiv mit der Frage zu beschäftigen, wie ihn die Nachwelt sehen würde.

Nobel und die Frauen

Über Krieg und Frieden diskutierte er intensiv mit **Bertha von Suttner**. 1876 hatte sie auf eine Stellenanzeige in der Wiener Zeitung **Neue Freie Presse** geantwortet und die Stelle einer Privatsekretärin bei Nobel angenommen, sie aber bereits nach einer Woche wieder aufgegeben. Nach einem jahrelangen Exil im heutigen Georgien wurde sie eine bedeutende Friedensaktivistin und tauschte sich mit Nobel in einem umfangreichen Briefwechsel aus. Nobel war ihrem Anliegen von vornherein gewogen und bewunderte ihr Engagement. Er hielt es aber für aussichtsreicher auf Regierungen einzuwirken, statt wie die Friedensbewegung vor allem die öffentliche Meinung zu mobilisieren. Der freundschaftliche Briefwechsel beeindruckte Nobel und regte ihn zur Stiftung des Friedensnobelpreises an, mit dem 1905 auch Bertha von Suttner ausgezeichnet wurde.

Im Jahr 1876 lernte Nobel **Sofie Hess** in Baden bei Wien kennen, die dort in einem Blumenladen arbeitete. Nobel war damals 43 Jahre alt, sie 26. Nobel heiratete sie nicht. Sie wurde die nächsten 15 Jahre seine Geliebte, bis sie von einem anderen Mann schwanger wurde. Nobel unterstützte Sofie Hess auch danach weiterhin finanziell und bedachte sie in seinem Testament. Nobel und Sofie Hess schrieben einander über diese Zeit mehrere hundert Briefe. Nach dem Tod Nobels 1896 trachtete die Nobel-Stiftung danach, die Briefe geheim zu halten. Erst 2017 wurde die gesamte Korrespondenz veröffentlicht.



▲ Anzeige für NOBEL's DYNAMIT aus der „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung“, 1906 | Quelle: Wikimedia Commons

Das Testament und die Auslobung des Nobelpreises

Da Nobel kinderlos blieb, veranlasste er, dass mit seinem Vermögen von etwa 31,2 Millionen Schwedische Kronen eine Stiftung *) gegründet werden sollte. Ein Jahr vor seinem Tod setzte er in Anwesenheit einiger Freunde, aber ohne Anwalt, am 27. November 1895 sein Testament auf. Den größten Teil seines Vermögens führte er der Stiftung zu. Bei der Testamentsöffnung am 02. Januar 1897 wurde folgender bedeutungsvoller Satz aus dem Testament verlesen:

„Das Kapital, vom Testamentsvollstrecker in sicheren Wertpapieren realisiert, soll einen Fonds bilden, dessen jährliche Zinsen als Preise denen zuteilwerden, die im verflossenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen gebracht haben.“

Nobel bestimmte, dass die Zinsen aus dem Fonds zu gleichen Teilen an Preisträger auf fünf Gebieten: **Physik, Chemie, Physiologie/Medizin, Literatur und Frieden** („ein Teil an denjenigen, der am meisten oder am besten auf die Verbrüderung der Völker und die Abschaffung oder Verminderung stehender Heere sowie das Abhalten oder die Förderung von Friedenskongressen hingewirkt hat“). Nobel betonte, dass die Nationalität keine Rolle spielen dürfe, vielmehr sollte der Würdigste den Preis erhalten. Nobel legte auch fest, wer für die Vergabe der Preise zuständig sein sollte. Es ist die Königlich Schwedische Akademie der Wissenschaften. Alfred Nobel starb am 10. Dezember 1896 in San Remo an einem Herzinfarkt. Begraben ist Alfred Nobel auf dem Nordfriedhof in Stockholm. Seit 1968 wird auch ein Nobelpreis für **Wirtschaftswissenschaften** vergeben, der nicht von Nobel, sondern von der schwedischen Reichsbank gestiftet

wurde. Er wird jährlich mit den anderen Nobelpreisen auf Vorschlag der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften vergeben. Die Gründung der Nobel-Stiftung erfolgte 1900. Gründe für die späte Auflassung hierfür waren Erbaueindersetzungen der Nachfahren und des Schwedischen Staates. Der Staat hat dann aber das Testament als gültig anerkannt und freigegeben. An Nobels fünftem Todestag (1901) wurden die Nobel-Preise erstmals vergeben. Die ersten Nobelpreisträger waren Conrad Röntgen (Physik), Henricus van t 'Hoff (Chemie) und Sully-Prudhomme (Literatur).

*)

Die Nobel-Stiftung stellt heute einen Wert von ca. 4 Milliarden Euro (Wertpapiere, Geldanlagen, Aktien und Grundbesitz) dar. Die einzelnen Nobelpreise hatten 2024 jeweils einen Wert von 1 Millionen Schwedischen Kronen (ca. 981.000 Euro).

Jahresübersicht der Ereignisse und Erfindungen vom Chinesischen Schießpulver bis zum Dynamit

10. Jahrhundert	Erfindung des Schießpulvers aus der Mischung von Salpeter, Holzkohle und Schwefel durch die Chinesen
1846	Experimente mit Nitroglycerin, Schwefel- und Salpetersäure durch den Chemiker Ascanio Sobrero
1862	Alfred Nobel stellt selber Nitroglycerin her
1863	Nobel entwickelt den Initialzündler zur besseren Beherschbarkeit des Sprengstoffes
1864	Zerstörung Nobels Fabrik in Heleneborg/Schweden durch eine Explosion. Verbot der Experimente in Schweden
1866	Zerstörung der Nitroglycerin-Fabrik in Geesthacht/Deutschland
1866/67	Nobels erfolgreiche Experimente mit Nitroglycerin und Kieselgur zur Beherschbarkeit des Sprengstoffes und Patentierung des Verfahrens. Nobel nannte es Dynamit.
1875	Entwicklung der Sprenggelantine
1887	Erfindung des Ballistits durch Nobel
1891	Umzug Nobels nach San Remo/Italien
1895	Testament Nobels und Bestimmung über die Gründung der Nobel-Stiftung
10.12.1896	Tod Alfred Nobels
1900	Gründung der Nobel-Stiftung
1901	Erstmalige Verleihung des Nobelpreises

Schreibende Hausfrauen und andere schreibende Frauenzimmer

Über die Nobelpreisträgerinnen der Literatur

Noch bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts wurden Frauen, die schrieben und womöglich ihre Texte veröffentlichen konnten, so herablassend bezeichnet. Es wurde ihnen Jahrhunderte hindurch die Fähigkeit abgesprochen, sich ernsthaft mit Literatur befassen zu können. Die schreibenden Frauen, die sich meist nicht als Schriftstellerinnen sahen, wollten Anerkennung, einen Preis zu erhalten lag jenseits ihrer Vorstellung. Sie waren schon froh, wenn sie nicht am Schreiben gehindert wurden, wozu Väter und Ehemänner das Recht hatten und von diesem auch ausgiebig Gebrauch machten.

Alfred Nobel hat in seinem Testament bestimmt, dass der Literaturpreis, der seinen Namen trägt, für das „vorzüglichste in idealistischer Weise verfasste Werk“ vergeben werden soll, dass „im verflossenen Jahr der Menschheit zum größten Nutzen gereicht hat“. Noch ungenauer, noch weniger nachvollziehbar kann man eine Ausschreibung nicht formulieren. Welcher Maßstab lässt sich für Urteile im Bereich der Kunst heranziehen? In den Naturwissenschaften gibt es einen objektiven Maßstab: Ergebnisse müssen reproduzierbar sein. Urteile im Bereich der Literatur sind subjektiv. Es ist bei der Vergabe des Literaturpreises deshalb sehr häufig zu Fehlentscheidungen gekommen.

Die Kritik an der Vergabe des Literaturpreises begann am ersten Tag der Verleihung, dem 10. Dezember 1901, dem fünften Todestag Alfred Nobels. Die Kritik bezog sich auf den Stifter, den Preis, die Vergabe und die Ausgezeichneten. Sie war vielfältig, meist unbegründet bis absurd. Es gebe, argumentierten die Kritiker, neben der Literatur weitere Gebiete künstlerischen Schaffens, die „der Menschheit zum größten Nutzen gereichten“, aber von Nobel unberücksichtigt geblieben seien. Seine Auswahl beruhe auf Willkür.

Das genaue Gegenteil ist der Fall. Nobel hat den Literaturpreis nicht ohne gute Gründe in seine Stiftung einbezogen. Die Welt kennt ihn nur als den genialen Erfinder und großen Unternehmer. Sie kennt nicht den kranken, empfindlichen Menschen, der mithilfe der Literatur, mithilfe seiner eigenen Werke Trost und Ruhe fand. Er wollte der geliebten Literatur ein Denkmal setzen.



▲ Logo der Nobel Stiftung | Quelle: Wikimedia Commons

Alfred Nobel hat verfügt, dass die Königlich Schwedische Akademie der Wissenschaften für die Vergabe des Literaturpreises zuständig ist. Dieses Gremium, zum Zeitpunkt der ersten Verleihung bereits 200 Jahre alt, wurde schon bei der ersten Vergabe des Preises für nicht kompetent erachtet – vor allem von den renommierten schwedischen Schriftstellern, allen voran August Strindberg. Die achtzehn Mitglieder der Akademie wurden in Anlehnung an die Académie française, die 18 „Unsterblichen“ oder auch – nicht ohne Bosheit – die 18 „Unbeirraren“ genannt. Die Akademie musste im Laufe der Zeit Änderungen im Auswahlverfahren zulassen, beharrt aber auf strikter Geheimhaltung der Preisfindung. Es fragt sich, ob Letzteres bei einem global vergebenen

und wahrgenommenen Preis sinnvoll und angemessen ist, und sich diese Vorgehensweise halten lässt. Die Akademie hat im Jahre 2013 die kanadische Schriftstellerin Alice Laidlaw Munro ausgezeichnet. Wie in jedem Jahr waren Presse, Buchhandel und Kritiker überrascht und beklagten die fehlende Transparenz bei der Auswahl, aber sie hielten diese Auszeichnung für gerechtfertigt.

Der Nobelpreis für Literatur wurde bis heute – in 124 Jahren – achtzehnmal an eine Frau verliehen. Seit dem Jahre 2000 erhielten immerhin neun Frauen den Preis. Alice Munro wurde ausgezeichnet für die Meisterschaft ihrer Kurzgeschichten und deren Weiterentwicklung als eigene Kunstform. Sie hat 14 Bände mit 150 Kurzgeschichten veröffentlicht und hätte „so gern einen Roman geschrieben“. Sie hatte nie genügend Zeit. Sie schrieb nachts oder am Küchentisch während des Kochens.

Da sie mit ihrem Schreiben nicht zufrieden war, vernichtete sie immer wieder ihre Texte, so dass der erste Band mit Kurzgeschichten erst 1968 erschien, als sie 37 Jahre alt war. Dieser Band wurde sofort mit dem höchsten kanadischen Literaturpreis, dem Governor General's Award ausgezeichnet. Sie erhielt ihn in der Folge für weitere drei Bände.

Es wäre vermessen von mir zu behaupten, dass ich Alice Munros Werk kenne. Ich habe drei Bände ihrer Kurzgeschichten gelesen. Im Band „Himmel und Hölle“ stieß ich auf die Geschichte „Der Bär kletterte über den Berg“. Der Titel ist zugleich der eines kanadischen Kinderliedes: Der Bär kletterte über den Berg – was sieht er – die andere Seite des Berges. Das lässt viel Platz für Interpretationen zu.

Die Geschichte hat mich berührt und gefesselt und wie in einen Sog des Lesens gezogen. Es ist eine Geschichte über die Veränderung von Liebe im Alter eines seit 30 Jahren verheirateten Paares, Fiona und Grant.

Die Sprache von Alice Munro kommt ohne Rührseligkeiten und Pathos aus. Sie behandelt ihre Figuren diskret und mit Abstand. Man sagt, dass es in den 150 Kurzgeschichten keine Wiederholungen gibt, weder bei den Charakteren noch bei den Handlungen. Die Personen stammen aus ihrem Umfeld, dem kanadischen Kleinstadtleben in seiner Enge und Borniertheit, die sie gut kannte und unter denen sie litt. Im Jahre 2020 verlieh die Schwedische Akademie den Literaturpreis an die amerikanische Autorin Louise Glück. Damit hatte im gesamten Literaturbetrieb nicht nur niemand gerechnet, viele kannten nicht einmal den



Buch-Tipp:

ALICE MUNRO

Himmel und Hölle:
Neun Erzählungen

*Taschenbuch
im Fischer Verlag*

Namen, versierte Buchhändler eingeschlossen. Sie wurde ausgezeichnet für ihre „unverwechselbare poetische Stimme“.

Sie hat zwölf Gedichtbände und zwei Sammlungen mit Essays veröffentlicht. Vom Jahre 1993 an erhielt sie alle Preise und Ehrungen, die im englischsprachigen Raum vergeben werden, einschließlich der von Staats wegen verliehenen Ehre des „Poet Laureate“. Ihre Gedichte fanden beim lesenden Publikum kaum Beachtung, ein Schicksal, das sie mit vielen Lyrikern teilt.

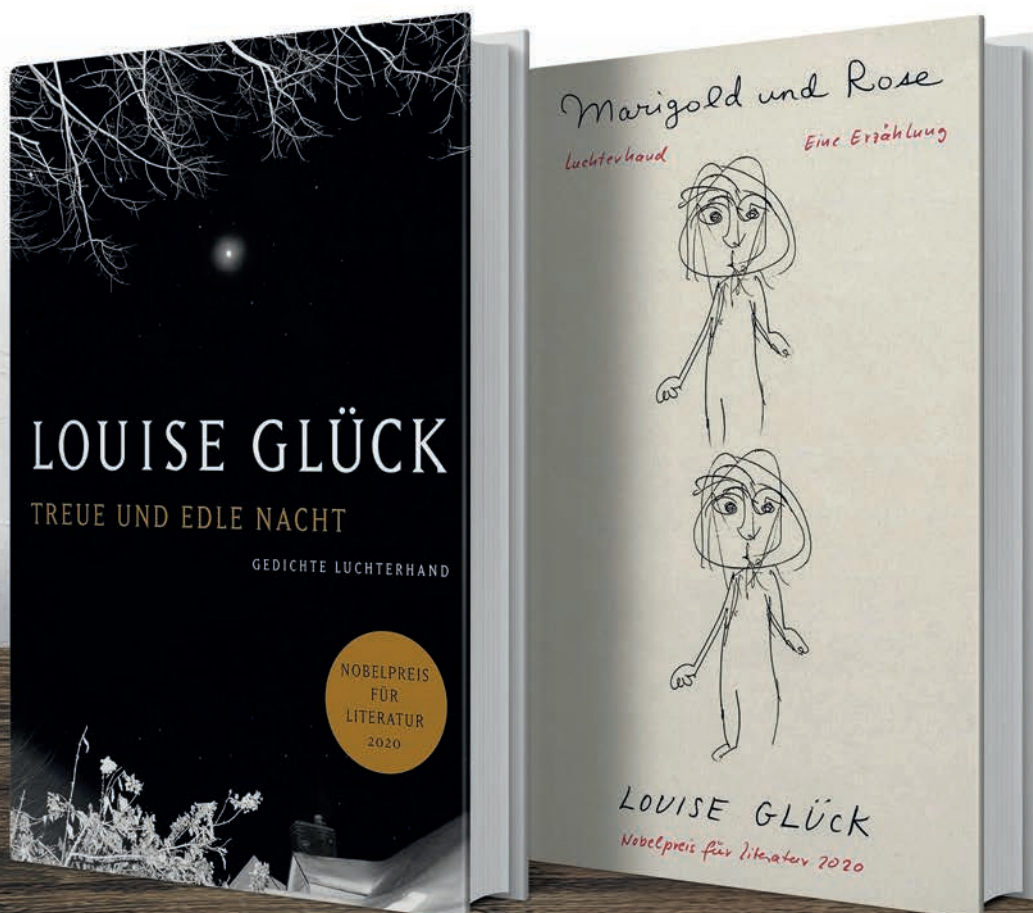
Sie zählt in den USA und den englischsprachigen Ländern im Bereich Lyrik zu den herausragenden Dichterinnen. Louise Glück war hochgebildet und lehrte Dichtung an den Universitäten Stanford und Yale. Von ihren Gedichtbänden kenne ich nur zwei. Zum einen „Treue und edle Nacht“, das glücklicherweise in einer zweisprachigen Ausgabe erschienen ist, mir aber dennoch weitgehend verschlossen blieb. Die vielschichtigen Verse erfordern intensive Beschäftigung und eine Neigung zu Lyrik. Der zweite Band, den ich kenne, „Wilde Iris“, thematisiert die Beziehungen und die Konflikte zwischen Natur und Kultur, die mit der Vertreibung aus dem Paradies begannen. Louise Glück verleiht der Natur eine literarische

Stimme voller Anteilnahme. Es sind Gedichte in freien Versen von großer sprachlicher Schönheit und Strenge.

Ich habe ihre einzige Erzählung „Marigold und Rose“, entdeckt und ins Herz geschlossen. Sie hat die Erzählung im Jahre 2022 geschrieben, ein Jahr vor ihrem Tod. Es muss für Louise Glück eine einzige Freude gewesen sein, dieses Buch zu schreiben. Von Form und Inhalt völlig andersartig als alles, was sie in ihrem langen Leben geschrieben hat.

Sie spricht über den kleinen Kosmos des ersten Lebensjahres zweier Zwillingmädchen. Die Sprache ist abgestimmt auf das „frisch geschlüpfte Bewusstsein“ von kleinen Menschen, die die Welt ständig neu wahrnehmen, noch nicht sprechen, aber schon denken können. Es geht in dem schmalen 60-Seiten Buch um Kernfragen unserer Menschwerdung, die den Zwillingen durch den Kopf gehen. Welche Rolle spielt Sprache, wieso bin ich so gänzlich verschieden von meiner Schwester?

Marigold grübelt über ihrem Bilderbuch, Rose stellt sich völlig unbekümmert der Welt. Mariegold lernt zu beobachten, Rose lernt zu sprechen. Das Buch ist weder komisch, noch lustig, sondern gedankenvoll. Es ist ein anmutiges Buch, das man lächelnd liest.



Buch-Tipp:

LOUISE GLÜCK

Treue und edle Nacht:
Gedichte

*Luchterhand
Literaturverlag*

Marigold und Rose:
Eine Erzählung
*Luchterhand
Literaturverlag*

Wer waren die Observanten?



▲ **Observantenkirche, Münster** | Quelle: *Wikimedia Commons*
Urheber: *Ostrovsky Alexander, Kiev*

Viele von uns werden sich erinnern an die Franziskanermönche in ihrem braunen Habit mit Schulterkragen und spitzer Kapuze sowie weißer Kordel als Gürtel. Ihre Füße steckten barfuß in den Sandalen, deshalb auch Barfüßer genannt. Das Franziskanerkloster am Hörsterplatz in Münster wurde angesichts mangelnden Nachwuchses 2004 aufgelöst und 2007 sogar abgerissen. Heutzutage begegnet man kaum noch einem Mönch in Kutte im Stadtbild. In Deutschland leben heute noch ca. 200 Franziskaner in mehr als 20 Klöstern.

Das war anders in der Zeit von 1588 bis 1686. In diesem Zeitraum wurden zu den vorhandenen acht Konventen (u.a. Minoriten) acht neue Klöster in der Altstadt von Münster gegründet: unter ihnen das der Franziskaner-Observanten südlich der Berg-

straße (1613/25). Angesichts der vielen Bettelorden war es nicht einfach für die Observanten, sich innerhalb der engen Stadtmauern niederzulassen – auf sumpfigem Gebiet nahe des Buddenturms entlang der heutigen Bergstraße bis zum alten (später zugeschütteten) Aa-Arm hinter der Schlaunstraße. Zunächst fanden sie Unterkunft in den leerstehenden Gebäuden der Johanniter-Kommende.

Der franziskanische Orden wurde wegen Auseinandersetzungen um das Armutsideal 1517 durch Papst Leo X in drei Gruppen getrennt: die Minoriten, die Observanten und die Kapuziner. Die Observanten (von „strenger Observanz“ -lat. *observantia*, *observare* die Regel befolgen) waren eine Reformbewegung der Franziskaner, die einer strengen Auslegung und Einhaltung der Regel von 1223, insb. der uneingeschränkten Einhaltung des Armutsideals, einer einfachen und natürlichen Lebensform folgte (das bedeutete Eigentumsverzicht auch der Gemeinschaft – im Unterschied zu den Minoriten).

Der beigefügte Grundriss des Observantenklosters informiert uns über das Ausmaß dieser zweigeschossigen Flügelanlage. Nach dem Grundstückserwerb 1625/1626 wurde ab 1629 das Kloster aufgebaut, nach einem Brand 1671 wiederaufgebaut, nur die große Kirche fehlte noch (gebaut 1687-1698). Der Hauptgottesdienst wurde zunächst in der Johanneskapelle der Johanniter gefeiert. Im Obergeschoss des Klosters waren die Zellen und Kammern der Mönche sowie große Bibliotheksräume, deren Buchbestände weitgehend gerettet wurden.

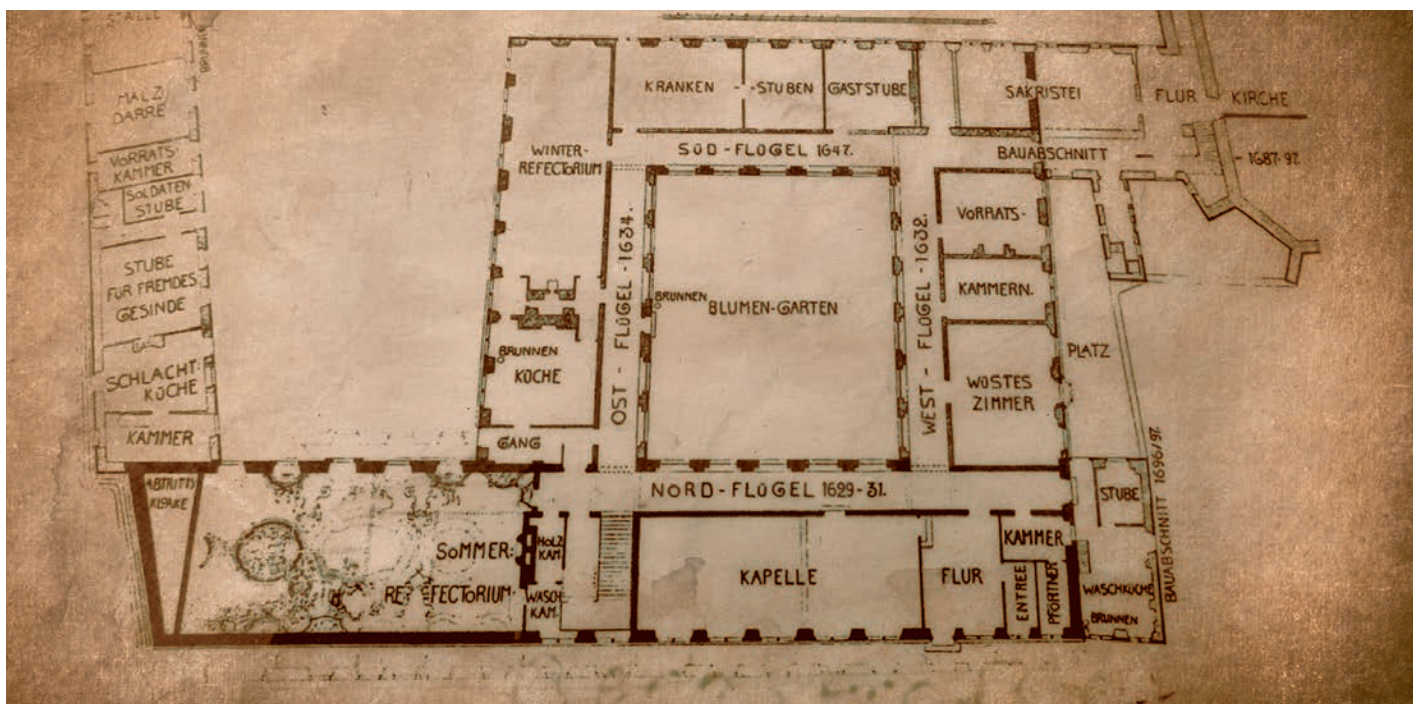
Der Konvent entwickelte sich zu dem Hauptkloster der Sächsischen Franziskanerprovinz Saxonica. Ab 1633 war das Kloster sogar das Hauptstudienhaus der Provinz für dogmatisch-scholastische Theologie. Es diente der Ausbildung des Ordensnachwuchses. Mehrere Observanten waren im späten 18. Jahrhundert als Dozenten der Universität in Theologie und Philosophie tätig. Freiherr von Fürstenberg, Gründer und Reformator der Universität (1774), war den Observanten wohlgesonnen. Als Prediger im Dom und mehreren Kirchen und Klöstern Münsters wie des

Umlandes und als Seelsorger waren sie bei Bürgern, Adligen und Geistlichen sehr beliebt. Aktiv waren sie zudem in der Gefängnis- und Militärseelsorge. Durch Gartenarbeit, Abschreiben und Drucken von Büchern erwirtschafteten sich die Laienbrüder auch ihren Lebensunterhalt. Fachkundig waren sie außerdem im Glockenguss und im Ziegelbau, so dass sie mithalfen beim Aufbau des Klosters. Als 1794 viele französische Geistliche, unter ihnen auch Observanten, nach Münster flüchteten, fanden diese Emigranten, durstig und hungrig, zum Teil im Observantenkloster Unterkunft. 1799 erhielt das Kloster den Namen seines Hauptpatrons, des Hl. Antonius von Padua.

Die Bedeutung der Sächsischen Franziskanerprovinz ließ Ende des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluss der Aufklärung nach. 1802, als preußische Truppen einzogen, waren nur noch 18 Patres, 7 Fratres und 10 Novizen in dem Kloster. Mit dem Einmarsch der Franzosen (1806-1813) und ab 1813 erneut der Preußen wurden im Zuge der Säkularisation Kirche und Klostergebäude als Infanteriekaserne, Militärschule und Garnisonslazarett genutzt, die Kirche gar als Pferdestall zweckentfremdet. Als Weltpriester blieben einige Observanten nach der endgültigen Aufhebung des Klosters 1811/12 weiterhin tätig. Die Stadt kaufte die Anlage 1913 an.

Während des Ersten Weltkrieges diente sie als Gefangenenlazarett, danach Notwohnungen und ab 1920 zum Teil als Kulissenlager für das Stadttheater. Die letzten Ruinen der Klosteranlage wurden 1945 abgerissen. Nur die Kirche fand einen Wiederaufbau, 1961 als Evangelische Universitätskirche (siehe nächste Rundschau).

Eine wichtige Zeit bestand für das Kloster während der Friedensverhandlungen in Münster zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Der spanische Generalgesandte Graf Peñaranda und sein zweiter Mann, der Franziskaner-Observant Joseph Bergaigne, wohnten im halbfertigen Observantenkloster ab 1645. Die Spanier zahlten gute Miete, so dass das Kloster fertiggebaut und die Kirche aufgebaut werden konnte. Die Verhandlungen zwischen den Parteien wurden bilateral in ihren jeweiligen Quartieren geführt. Am 7. Januar 1647 hatte der Franziskaner Joseph Bergaigne, der mit seinem Engagement für den Frieden wegen häufiger Krankheit des Generalgesandten die Hauptarbeit leistete, den Vertragsentwurf von den spanischen und niederländischen Gesandten im Observantenkloster paraphieren lassen. Leider starb er 1647, so dass er auf dem berühmten Gemälde des Malers Gerard Ter Borch zur Ratifizierung des Separatfriedens im Friedenssaal am 15. Mai 1648 nicht zu sehen ist.



▲ Monastisches Westfalen, Klöster und Stifte, 800-1800, Münster 1982; links die Aa, rechts die Observantenkirche, unten die heutige Bergstraße.

Erinnerungen an Pinkus Müller

Der Kenner lächelt und sagt beim Anblick des rechten Bildes: „Der gute Uhland!“ Und er irrt sich sehr, denn auch Pinkus war ein wundermilder Wirt

Die Rede ist nicht von Uhlands Apfelbaum, sondern vom alten Pinkus Müller, den viele von unseren Bewohnerinnen und Bewohnern noch als Gastwirt gekannt haben. Mein Mann und ich, wir haben ihn erstmals im Februar 1976 erlebt und ich denke bis heute mit Dankbarkeit an seine liebevolle Begrüßung zurück.

Wir kamen aus der weltoffenen Heidelberger Kurpfalz und mussten uns in dem uns so fremden Westfalen einleben, zusammen mit unseren beiden Söhnen (6 und 3 Jahre alt). Der plötzliche Umzug war berufsbedingt. Wir waren froh, dass wir in Altenberge ein Haus mit Garten fanden (etwa 25 Kilometer vom Uniklinikum entfernt). Aber, was es bedeutet, in ein intaktes westfälisches Dorf zu ziehen, dass wussten wir nicht. Uns begegnete auf Schritt und Tritt das Gefühl tiefer eisiger Ablehnung. Der sprichwörtliche Sack Salz, den man miteinander gegessen haben muss, war uns völlig unbekannt. Was uns in dieser Situation als Ablehnung erschien, war für einen

Westfalen völlig normal und war keineswegs böse gemeint — doch das wussten wir nicht.

Am ersten Sonntag nach unserer Ankunft flüchteten wir nach Münster. Gegen Mittag fanden wir uns vor einem einladenden Gastwirtsgebäude und beschlossen hier zu essen. Groß war unser Erstaunen, als ein älterer Herr, ganz in Weiß bekleidet, uns begrüßte. Es war der Wirt des Hauses, der uns mit freundlichen Worten willkommen hieß. Es waren die ersten freundlichen Worte, die wir nach einer Woche Abstinenz zu hören bekamen. Ich schluckte das Weinen hinunter und war tief dankbar für die menschliche Freundlichkeit, die uns ganz unerwartet hier begegnete. Ich habe sie niemals vergessen, seit 49 Jahren erinnere ich mich daran. Inzwischen weiß ich auch längst, dass man, wenn der Sack Salz verspeist ist, keine treueren Freunde haben kann. Und so sage ich aus vollem Herzen:

Danke du schönes Westfalen!



▲ Brauerei Pinkus Müller in Münster | Quelle: Wikimedia Common | Foto: Rüdiger Wölk, Münster.

Einkehr

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

Johann Ludwig Uhland (1811)



Am Tag als der Regen kam

Münster versank am 28. Juli 2014 in Regenfluten

Die Wetterlage

Seit dem 24. Juli warnte der Wetterbericht vor möglichem Starkregen über Teilen Deutschlands. Schuld daran wären das Zusammentreffen von Wettertiefs, die aus Skandinavien, England und Frankreich kommend langsam sich aufeinander zu bewegten. Sie trafen am 28. Juli zusammen. Dabei schoben sie das über Nordrhein-Westfalen ruhende Gewittertief „Quintia“ vor sich her. Da kaum ein Wind herrschte, kamen die Tiefs nur langsam voran, bis der Wind gänzlich einschlief und die Tiefs über Münster zum Stillstand kamen.

Der Wetterdienst hatte ja bereits seit einigen Tagen auf möglichen Starkregen in verschiedenen Teilen Deutschlands hingewiesen. So auch am Morgen des 28. Juli für Münster. Es könnten bis zu 100 Liter auf den Quadratmeter werden, vermutete er. Es sollte aber noch viel schlimmer kommen. Durch diese frühmorgentliche Warnmeldung ließen meine Frau und ich uns jedoch nicht beunruhigen, waren wir doch in freudiger Stimmung, an diesem Tag den vierzehnten Geburtstag unserer Enkel Sarah und Jens feiern zu wollen.

Also machten wir uns frühnachmittags auf den Weg von unserem Wohnort Roxel zur Geburtstagsfeier in Mecklenbeck. Als wir in unser Auto einstiegen, stellten wir etwas Besonderes fest. Es war ungewöhnlich schwül und absolut windstill. Das nahmen wir stauend zur Kenntnis. Ohne aber weiter darüber nachzudenken, fuhren wir los. Wir konnten nicht ahnen, was sich wenige Stunden später in Münster an Ereignissen tun würde.

Wir nahmen den Weg über die uns vertrauten Bauernstraßen. Als wir auf die Straße „Zur Landwehr“ einbogen, schaute ich durch das Seitenfenster mit Blick in Richtung auf die Stadt auf ein noch nie vorher gesehenes Wetterphänomen: Dort stand vom Norden und Osten bis in den Süden nicht nur eine mächtige Wetterfront, sondern ihrer gleich drei! Die drei Fronten standen nebeneinander wie aufrecht

gerichtete Wolksensäulen in schwarz, schwefelgelb und grellweiß vom Boden bis weit in die Atmosphäre. Sie verharrten auf der Stelle. Es ging kein Wind; kein Blatt an den Büschen am Wegesrand bewegte sich. Ich wandte mich meiner Frau zu: „Sieh mal die Wetterfronten dort drüben! Wenn die sich auflösen, dann befürchte ich nichts Gutes“. Leider sollte sich meine Besorgnis auf das Schlimmste bewahrheiten.

Die Sintflut von Münster

Kaum am Zielort angekommen, begann es zu regnen. Erst langsam, dann kam es zu einem gewaltigen Gewitterregen, der sich zu einem Unwetter steigerte. Die Wetterbedingungen an diesem Tag waren ideal für hohe Regenmengen. Sehr feuchte, labile Luft, in der enorme Gewitterwolken entstanden und kaum Wind, sodass die Unwetter sich nicht vom Fleck bewegten. Es fielen am 28. Juli in der Zeit von 17.00 bis 24.00 Uhr 292 Liter Wasser auf jeden Quadratmeter, davon allein 220 Liter zwischen 19.45 und 21.20 Uhr. So meldete es die Station des Landesumweltamtes in Münster. Die gemessene Niederschlagsmenge ist mehr als viermal so hoch, wie der langjährige Mittelwert für den gesamten Monat Juli. Viel zu viel für die städtische Kanalisation. Sie konnte die Wassermassen nicht schlucken. Das Wasser schoss in Keller und Tiefgaragen, ganze Häuser versanken in den Fluten. Besonders betroffen waren auch Souterrainwohnungen, die voll Wasser liefen und alles darin zerstörten, was sich darin befand. Schnell liefen die Unterführungen an der Wolbecker- und der Hafenstraße voll Wasser. Viele Autofahrer wurden überrascht und versanken mit ihren Autos im Wasser. Sie mussten aus ihren ungewollten Gefängnissen von Feuerwehr und THW gerettet und ihre Fahrzeuge geborgen werden. Die Straßen der Stadt standen zum Teil hüfthoch unter Wasser. Besonders betroffen waren die Straßen und Häuser an der Aa. Das traf auch auf das Haus 7 unserer DKV-Residenz zu, das bis zur ersten Etage unter Wasser stand. Fast das gesamte Stadtgebiet



meldete „Land unter!“ Menschen haben längst ihre Wohnungen im Tiefgeschoss aufgegeben. Sturzbäche brechen durch die zerstörten Fenster, begraben alles unter sich, was sich darin befindet. 24.000 Haushalte sind ohne Strom. Rund 13.000 Notrufe zählt das immer wieder gestörte Telefonnetz. In der Annette-Allee stürzen Bäume um und begraben parkende Autos unter sich. Der Hauptbahnhof kann teilweise nicht mehr angefahren werden. Zwei Menschen sterben durch Ertrinken.

Feuerwehren der Stadt und aus dem Umland, das Technische Hilfswerk (THW) und Polizei versuchten verzweifelt, der Lage Herr zu werden. 75 Einsatzkräfte der Bielefelder Feuerwehr sind seit Dienstag vor Ort, um ihre Kollegen zu unterstützen. Die Helfer arbeiten bis zur Erschöpfung.

Beispiellose Solidarität

Einige Münsteraner versuchten sich selbst zu helfen. Bei Facebook wurde eine Gruppe „Regen in Münster“ gegründet. Dort tauschten sich Nutzer nicht nur über ihre Erlebnisse aus, sondern wurden selbst aktiv. Eine Gruppe junger Freiwilliger, die sogenannte „Leidstelle“ (das Wort kommt von „Leid“), koordinierte ehrenamtliche Hilfe in der ganzen Stadt. Bereits 24 Stunden nach dem Unwetter beteiligten sich rund 3.000 Freiwillige an den Aufräumarbeiten. Zahllose Keller und Wohnungen mussten leergepumpt und ausgeräumt werden. Die Zeit war knapp, denn im Wasser entwickelten sich Bakterien, und es begann zu schimmeln. Ganze Viertel stanken modrig. Auf den Straßen türmten sich die Müllberge. Nach nur 3 Wochen waren es schon gut 10.000 Tonnen. Bei normaler Sperrgutabfuhr sind es durchschnittlich 6.000 Tonnen. Die Müllabfuhr fährt Sonderschichten, um die Müllberge abzutragen.

Weitere junge Freiwillige kümmerten sich um Hilfebedürftige. Es waren nachher insgesamt 8.000 Freiwillige, die Hilfe in jedweder Form leisteten. Sie versorgten sie mit Essen und Getränken und halfen ihnen bei den Anträgen gegenüber ihren Versicherungen oder der Zuteilung von Sachspenden. Allein durch eine Facebook-Aktion kamen fast 2000 Spenden zusammen, darunter Möbel, Kleidung und Elektrogeräte. Insgesamt entsprach das einem Wert von mehr als 820.000 Euro. Ein Versicherer schätzt den Schaden an Häusern, Hausrat und den in den Fluten versunkenen Autos auf etwa 600 Millionen Euro.

Vorsorge in die Zukunft

Die Stadt hat in den besonders betroffenen Stadtvierteln das Entwässerungssystem überprüft. Sie hat Bäche und die Aa renaturiert und Überlaufbecken geschaffen. Außerdem wurden Kanalisationsrohre erweitert, Pumpwerke und Kläranlagen umgebaut. Des Weiteren wurde entlang der besonders betroffenen Kanalstraße der Damm zur Aa wesentlich erhöht, um einer möglichen Gefahr durch Hochwasser besser begegnen zu können. Dafür hat sie rund 30 Millionen Euro investiert.

Es bleibt die Hoffnung, dass bei eventuell künftig solchen Ereignissen große Schäden verhindert oder wenigstens beherrschbar werden können.

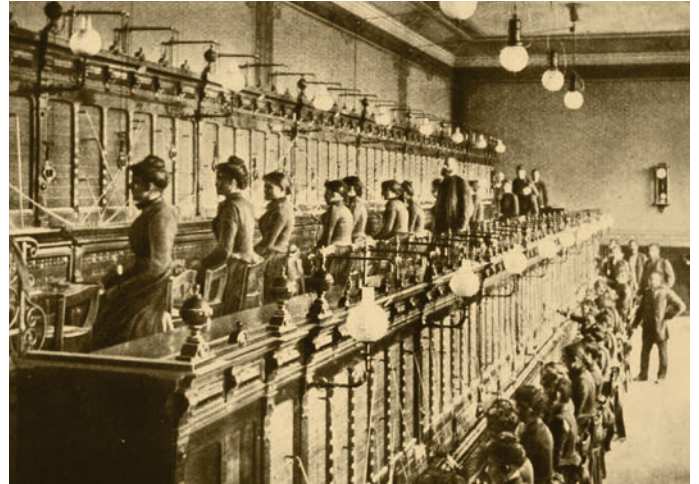
Fast vergessene Berufe: Das Fräulein vom Amt

In einer der letzten Ausgaben unserer „Rundschau“ hat Frau Ollmann über ihre Erfahrungen mit der Warteschleife beim Telefonieren berichtet – ein langer Seufzer. Aber war es früher besser?

Heute, im Zeitalter des mobilen Funks kann man in Sekundenschnelle von fast jedem beliebigen Punkt des Erdballs aus an jeden denkbaren anderen Ort einen direkten Sprechkontakt herstellen – wenn man nicht, wie gesagt, gerade in einer Warteschlange landet. Und man kann sogar ins Weltall hinein mit den wenigen Menschen, die sich dort aufhalten, telefonische Verbindung aufnehmen. In den Anfangsjahren der Ferngespräche war dabei aber jeweils eine dritte Person beteiligt: das Fräulein vom Amt.

Was machten die Fräulein?

Sie sollten in der Regel unverheiratet sein, diese Fräulein – warum nur? –, aus gutem Hause stammen, um sich höflich ausdrücken zu können, und möglichst einige Fremdsprachen beherrschen. Das Postamt stellte sie ein, seit im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts das Telefonieren in Mode kam. Da saßen sie nun, je nach Größe des Ortes bzw. des Postamtsbezirks, in langen Reihen vor ihrem sog. Klappenschrank, Kopfhörer über den Ohren, ein Sprachrohr vor dem Mund. Aus einigen Filmszenen hat man das Bild vor Augen. Wenn ein Anrufer das Amt anwählte, öffnete sich aufgrund eines elektromagnetischen Mechanismus eine Klappe und gab seine Nummer frei. Das Fräulein meldete sich, und der Anrufer nannte ihr die von ihm gewünschte Verbindung, die das Fräulein dann mittels eines Schnurpaares und zweier Stöpsel herstellte. Wenn eine Verbindung außerhalb des Ortsnetzes gewünscht wurde, musste das Fräulein erst die Vermittlung der anderen Stadt anrufen und den Verbindungswunsch mitteilen. Da das Zeit beanspruchte, wurde der Anrufer gebeten, zunächst aufzulegen und einen Rückruf abzuwarten. Bis zu 10.000 Verbindungsmöglichkeiten konnte eine Telefonistin



▲ **Telefonzentrale mit Klappenschalter Frankfurt vor 1900**

Quelle: Wikimedia Commons / Historisches Museum Frankfurt

Foto: Horst Ziegenfuß

bedienen. Deren Zahl wuchs rasch von etwa 4000 im Reichsgebiet im Jahre 1897 auf rund 16.000 ein Jahrzehnt später. Der Klappenmechanismus wurde seit der Jahrhundertwende vielerorts durch Glühlampensignale ersetzt.

Das Telefonieren war deutlich teurer als heute, zumal es mit Personalaufwand verbunden war, und es kostete auch je nach Dauer eines Gesprächs. In manchen Haushalten wurde daher der Telefonapparat im Flur aufgehängt, sodass man genötigt war, stehend und oft auch im Kalten zu telefonieren, weshalb man sich kurzfasste.

Ein Anruf bei der Feuerwehr

In den 1960er-Jahren zog meine Familie um von Deutschland nach Frankreich in ein kleines Dorf an der Loire. Auf dem Land waren im damaligen Nachkriegsfrankreich manche technischen Erneuerungen noch nicht sehr weit verbreitet. Wir hatten aber ein Telefon, Nr. 5. Der Bürgermeister hatte die Nr. 1, und viel mehr als zehn Telefone gab es wohl auch nicht im Dorf. Unser Apparat besaß keine Wählscheibe, sondern nur eine Kurbel an der Seite eines Holzkästchens sowie oben darauf eine Gabel als Halterung für eine Sprech- und eine Hörmuschel. Wenn man die Kurbel

betätigte, meldete sich das Fräulein vom Amt. Die Verbindungen erfolgten nie sofort, sondern jeweils durch Rückruf nach einer Wartezeit. Für ein Gespräch nach Deutschland, also ins Ausland, benötigte man in der Regel drei Stunden Wartezeit. – Eines Tages brach ein Feuer in einem Waldstück aus, das an unser Gartenland angrenzte. Jemand kam gerannt: „Mademoiselle, es brennt! Schnell, rufen Sie die Feuerwehr an!“ Ich betätigte die Kurbel an unserem Holzkästchen. Das Fräulein vom Amt meldete sich und antwortete auf meinen Ruf nach der Feuerwehr: „Oui, oui, zwei Stunden Wartezeit“ und legte auf. Mir verschlug es kurz die Stimme. Sobald sie zurück war, drehte ich erneut die Kurbel am Telefon und rief in die Sprechmuschel: „Schnell, die Feuerwehr, les pompiers, verstehen Sie!“ Jetzt begriff das Fräulein, und zehn Minuten später war die freiwillige Feuerwehr vor Ort. Soviel zur „Warteschleife“ damals wie heute.



▲ **Handvermittlung**

Quelle: Wikimedia Commons

Das Aus für die Fräulein

In der Bundesrepublik wurde (laut Wikipedia) im April 1966 der letzte Klappenschrank im niedersächsischen Uetze abgeschafft, in der DDR blieb er noch zwei Jahrzehnte länger in Betrieb. Dann verstummte die freundliche Stimme des Fräuleins vom Amt für immer.



Auf drei Rädern durch Münster

Ein Paar, ein Rad – und ein großes Stück Freiheit

Wenn das Wetter es erlaubt – und das tut es erfreulicherweise oft – sind sie unterwegs. Eine Runde um die Promenade, ein Abstecher zum Aasee oder ein kleiner Ausflug ins Grüne. „Wir fahren fast jeden Tag“, erzählt Herr Blumentrath. „Manchmal nur eine halbe Stunde, manchmal etwas länger. Der Weg ist eigentlich nie das Ziel – aber das Unterwegssein selbst ist einfach schön.“ Für das Ehepaar Blumentrath bedeutet das Radfahren nicht weniger als ein kleines Wunder an Selbstbestimmung.

Das „Parallel-Tandem“ – eine besondere Anschaffung

Das Ehepaar fährt ein Parallel-Tandem – ein dreirädriges Spezialfahrrad, bei dem zwei Personen nebeneinandersitzen. Nur einer lenkt, beide können treten. Für Menschen mit Mobilitätseinschränkungen ist das eine komfortable Alternative: Sicher, elektrisch unterstützt & auf Wunsch auch mit Mitfahrfunktion! „Meine Frau konnte irgendwann kein eigenes Rad mehr fahren“, erzählt Herr Blumentrath, „aber zu Hause bleiben kam für uns nie in Frage.“ Nach der Entdeckung des ungewöhnlichen Gefährts waren beide sofort überzeugt. „Es war eine der besten Entscheidungen, die wir je getroffen haben“, sagt er.

Früher: lange Reisen.

Heute: neue Wege zur Freiheit.

Früher reisten die Blumentraths quer durch Europa: mit Auto, Bahn oder Rad. Ob Alpen, Bodensee oder Südtirol – Bewegung, Natur und Kultur gehörten für das Ehepaar immer zum Lebensentwurf. Aber nach dem Schlaganfall von Frau Blumentrath ging alles nicht mehr wie gewohnt. So zogen die Blumentraths nach Münster, um bequemer in einer komfortablen Eigentumswohnung in Mauritz und vor allem in der Nähe der Tochter und der Familie zu wohnen. Und die Fahrradstadt Münster bot plötzlich die Entdeckung des Doppelsitz-Fahrrades und die völlig neuen Möglichkeiten, innerstädtische Touren zu unternehmen.



Seit 2 Jahren wohnt das Ehepaar nun in der Residenz – die Lieblingsstrecke heute? Ganz klar die Promenade in Münster. „So etwas gibt es nirgendwo sonst in Deutschland“, schwärmt Herr Blumentrath. „Ein grüner Gürtel rund um die Innenstadt, perfekt gepflegt, sicher, eben – einfach ideal.“ Fast täglich drehen sie hier ihre Runden, winken Pas-

santen zu, halten für einen kurzen Plausch oder genießen die Ruhe. „Viele lächeln uns an. Es ist ein Gefährt, das verbindet“, sagt Herr Blumentrath.

Ein Rad – viele Gespräche

Das Fahrrad fällt auf. Kinder bleiben stehen, andere Senioren fragen neugierig nach dem Modell, manche zeigen begeistert den Daumen hoch. „Viele Bekannte und Bewohner haben sich schon für das Rad interessiert und danach gefragt“, erzählt Herr Blumentrath. „Ein Mitarbeiter der Residenz hat das Rad bereits für eine pflegebedürftige Frau genutzt – und ihr damit noch einmal die Möglichkeit geboten, sich aktiv in der Natur zu bewegen.“ So schafft das Fahrrad Begegnungen und fördert Gemeinschaft – zur Freude aller Beteiligten.

Nicht selten entstehen Gespräche am Wegesrand. „Manche erzählen, dass sie selbst mal so ein Rad hatten oder überlegen, sich eines anzuschaffen.“ Und manchmal entstehen daraus sogar mehrtägige E-Mail-Korrespondenzen – etwa mit einer Frau, deren Mann sich am Ende doch gegen das Rad entschied. „Er meinte, es sähe nach ‚Behindertengefährts‘ aus – schade eigentlich, denn für uns ist es vor allem ein Symbol von Teilhabe.“

Sichtbar bleiben, dazugehören

Das sei überhaupt das Entscheidende, betont Herr Blumentrath: „Man wird wieder sichtbar. Nicht als jemand, der eingeschränkt ist – sondern als jemand, der etwas unternimmt.“ Das Nebeneinandersitzen fördert Gespräche, macht den Austausch leichter – auch mit anderen. Ob auf dem Markt, an der Ampel oder im Café: Das Tandem schafft Nähe. „Es ist ein Kommunikationsmittel“, sagt er. „Und das wird mit dem Alter umso wichtiger.“

Gemeinschaft leben – nicht nur als Paar

Das Rad hat auch die Gemeinschaft in der Residenz gestärkt. Es bringt Gesprächsstoff, Neugier, manchmal sogar Mitfahrer. „Ich glaube, wenn mehr Menschen davon wüssten, gäbe es noch mehr solcher Räder hier“, sagt Herr Blumentrath. „Es ist keine Exklusivlösung. Es ist gelebte Inklusion.“ Besonders berührt hat ihn, wie viele Menschen ihre Begeisterung

Parallel-Tandem – Mobilität zu zweit

Ein Parallel-Tandem ist ein Spezialfahrrad, bei dem zwei Personen nebeneinandersitzen. Es eignet sich besonders für Menschen mit Bewegungseinschränkungen oder neurologischen Erkrankungen wie Demenz. Eine Person lenkt, beide können mitreiten. Viele Modelle verfügen über elektrische Unterstützung. Der Preis liegt je nach Ausstattung zwischen 6.000 und 10.000 €. Es lohnt sich, Fördermöglichkeiten über Stiftungen oder Krankenkassen zu prüfen. Auch Pflegeeinrichtungen können ein solches Rad zur Ausleihe oder für begleitete Ausflüge anschaffen.



teilen – und sei es nur durch ein Lächeln am Wegesrand. Auch außerhalb der Residenz wird das Rad inzwischen genutzt. Ein Sohn am Bodensee hat ein ähnliches Modell organisiert – für gemeinsame Touren während der Besuche. „Da fahren wir dann mal einen Tag rund um den See – mit Pausen, Aussicht und Kaffee. Das ist Urlaub genug.“

Fazit: Mehr als nur Mobilität!

„Wir wollen niemandem vormachen, dass das Alter keine Einschränkungen bringt“, sagt Herr Blumentrath zum Schluss. „Aber man kann Möglichkeiten suchen – nicht nur Probleme sehen.“ Für das Ehepaar ist das Parallel-Tandem genauso eine Möglichkeit. Es erlaubt Unabhängigkeit, Austausch, Freude – und vor allem: Teilhabe.

Wir nannten Sie „Tiby“

Eines unschönen, nieselig-grauen Donnerstagabends auf dem Weg zur Bushaltestelle blieb mein etwas misstrauischer Blick an einem größeren Pappkarton hängen, auf den ein junger Mann — Offenbar Mitarbeiter bei der benachbarten „Beetschwester“ — etwas hilflos blickte, dabei sein Mobil-Telefon gleichzeitig bearbeitete und mir „es sind Ferien, keiner da“, erklärte. Ich verstand nicht sofort und wollte gerade höflich das Entfernen des Kartons vorschlagen, da näherte sich einer meiner „Tibus-Kollegen“, der es auch eilig hatte, möglichst trocken nach Hause zu kommen; so erfuhren wir zu zweit vom jugendlichen Café-Mitarbeiter, dass der Karton bewohnt war, er selbst da aber nichts machen könne, weil er doch nach Hause müsse.

Vorsichtig öffnete ich den „Wohn-Karton“ einen Spalt breit und sah im Halbdunkel ein schwarzgefiedertes Pummelchen in einer Art Nest – aus einem Geschirrtuch geformt — sitzend, neben einem Marmeladenglas-Deckel der mit ein paar Tropfen Wasser befüllt war. Zwei auffallend große, schwarz glänzende Augen sahen mich an, durchaus nicht ängstlich, aber der Vogel schien halb auf dem Rücken zu liegen – kein gutes Zeichen nach meiner Erfahrung.

Doch binnen Sekunden hatte ich mein „Déjà-vu-Erlebnis“! Völlig überrumpelt und erklärungsunfähig bat ich den Kollegen kurz, mir zu helfen, den Karton aus dem abendlichen Revier von benachbarten Freigänger-Katzen und anderen Gefahrenquellen zu bringen. Ich wählte einen besonders großblättrigen Hortensienbusch auf der „Vogel-Terrasse“ aus, stellte den Karton in den Regenschatten und überließ das kleine Tier mit unguenen Gefühlen seinem Schicksal.

Ich fühlte mich etwas aufgewühlt auf den Heimweg, fest davon überzeugt, das arme kleine „Etwas“ am nächsten Morgen nicht mehr lebendig anzutreffen; der Abenddienst an der Rezeption war der gleichen Überzeugung.

Zu Hause rief ich die Notruf-Stelle des Vogelschutzbundes an, die Tonbandschleife verwies mich ungeführt zum x-ten Mal auf die Sommerferien und bat mich auch noch um 21.30 Uhr, ab 20.00 Uhr einem dann erreichbaren Notdienst mein Anliegen vorzutragen.

Am nächsten Morgen, noch vor 9.00 Uhr war ich wieder in der DKV-Residenz. Im Eingangsbereich traf ich auf einen Mitarbeiter, in heller Aufregung, da sei ein lebendes Tier im Karton auf der Terrasse und das gehe gar nicht, was nun werden solle.

Der Vogel lebte also noch! Ich rief meinen Lebenspartner an und bat ihn, mich samt Vogel im Karton abzuholen und zu einer befreundeten Tierarztpraxis zu bringen, denn das „Pummelchen“ befand sich noch immer mehr oder weniger in „Rückenlage“.

Die Röntgen-Aufnahme beruhigte mich etwas, „kein Bruch“, also noch einen Tag abwarten und dann weitersehen — und es war tatsächlich ein Mauersegler, vielmehr eine Seglerin. Und sie sollte mit Mehlwürmern gefüttert werden, denn ihr drohe bei Gewichtsverlust Lebensgefahr. Und da war wieder mein „Déjà-vu“: als Dreijährige hatte ich mein Kinderzimmer mit einem Mauersegler mit gebrochenem und ärztlich gut geschientem Flügel sechs Wochen lang teilen müssen; das war nicht konfliktfrei gewesen, angesichts eines nachtaktiven Mitbewohners, der auch noch lebende Tiere unter meinem Bett verspeiste und danach roch!

Also: gut 70 Jahre später wurden die Mehlwürmer durch „entbeinte Heimchen“ ersetzt („Wie viel Kilo möchten Sie denn?“) und der Vogel sollte dann ein Flugtraining erhalten, damit er noch rechtzeitig „gen Süden“ ins Winterquartier komme. Nachts versuchte

der Segler „auszubüxen“ er/sie hatte den Karton irgendwie verlassen und die Küche inspiziert. Ich war verunsichert.

Am Samstag fuhren wir ihn zum Tierheim: „Ach schon wieder ein Mauersegler!“ so wurden wir freundlich von der Warteschlange davor in Empfang genommen. Man behielt den Vogel erstmal da und legte eine Akte an.



Gegen Abend meldete sich eine sehr nette „ehrenamtliche Tierretterin“ per Mail, das Wochenende war gerettet, sie war aber mit dem Zustand des Vogels nicht so ganz zufrieden und drei Tage später empfahl sie uns, ihn doch der „Mauersegler-Klinik“ in Frankfurt/M. vorzustellen ...

Es gebe eine Möglichkeit, ihn an einer Autobahn-Raststätte einem Sammeltransport mitzugeben. Sie selbst werde mittlerweile von einer Igelfamilie voll in Beschlag genommen, die leider einem elektrischen Rasenmäher zum Opfer gefallen und dann schwer

verletzt bei ihr abgegeben worden war. Wir hegten Zweifel, was zu tun sei, aber eine anteilnehmende nette Kollegin von der Rezeption der DKV-Residenz meinte, der Vogel habe das Zeug zum Durchhalten ...

... und das sollten wir auch. Also dachten wir schon mal über einen Namen für unseren „Fundevogel“ nach und Kollegin „Steffi I*“ schlug „Tiby“ vor — „nach dem Fundort eben“, der DKV-Residenz am Tibusplatz.

Kurzum: am darauffolgenden Sonntag machten wir uns mit „Tiby“ auf den Weg nach Frankfurt-Gartenstadt zur Mauersegler-Klinik, eine beeindruckende, ausschließlich ehrenamtlich arbeitende Seglerklinik, die uns über die Tierretterin aus Münster stets auf dem Laufenden hielt.

Dort fand ich auch Gelegenheit, bei der bemerkenswerten Anlieferung einer größeren Ladung „entbeinter Heimchen“ im 20 kg Paktet mit Hand anlegen zu dürfen.

Der Bluterguss auf „Tibys“ Brüstchen – daher die Rückenlage – wurde ausgeheilt, sie erhielt Flugstunden und wurde mit dem letzten Segler-Gruppentransport der Saison nach Südspanien geleitet. Ende gut, alles gut!

Allerdings fragen wir uns nun, wenn die Segler zurückkehren in den nächsten Wochen diesen Jahres: Findet „Tiby“ den Weg bis nach Münster, wo sie ausgebrütet wurde oder nach Frankfurt, von wo sie gen Süden gestartet ist? Wie auch immer, wir hoffen, dass es ihr gut geht. Und Mauersegler, können sehr alt werden ...

Wichtiger jedoch erscheint uns generell die Frage zum „guten Schluss“: Warum so viel Aufwand für einen Vogel?

Unsere Antwort: Mauersegler (*apus apus*) sind etwas ganz Besonderes. Sie sind gesellige, charmante überlebenskluge und gar nicht so kleine Wesen; sie sind eine sehr alte Spezies und extrem anpassungsfähig an natürliche Gegebenheiten; sie sind sozial kreativ, fliegerisch geschickt, elegant in ihren Bewegungen, und: sie haben keine Angst vor Menschen. Dort oben in Höhen von bis zu 3 km und mit einer örtlichen Verweildauer in ihren jeweiligen Quartieren von nicht länger als drei Monaten können sie uns hier unten gar nicht kennen!

Ihre natürlichen Feinde sind große Greifvögel, aber die sind meist zu langsam und lassen sich durch „Schwarm-Bildung“ ablenken. Eines allerdings wissen sie nicht: ihr Bestand weltweit geht ständig zurück

und zwar nicht, weil sie gelegentlich im Jugendalter abstürzen beim Verlassen der Nester, sondern weil wir ihnen Wohnung und Nahrung entziehen: sie brauchen zum Brüten keine glatten Wände sondern Nischen in und an alten Steingemäuern — die historische Innenstadt von Münster ist da ideal.

Aber auch wenn sie Akrobaten der Lüfte sind und selbst im Schlaf noch fliegen und sich paaren können, sie brauchen auch „Nahrung“ – und das sind Insekten- und Spinntiere, wie jene Heimchen, die in riesigen Schwärmen von thermischen Stürmen in große Höhen (bis über 3km hoch hinaus) getragen werden!

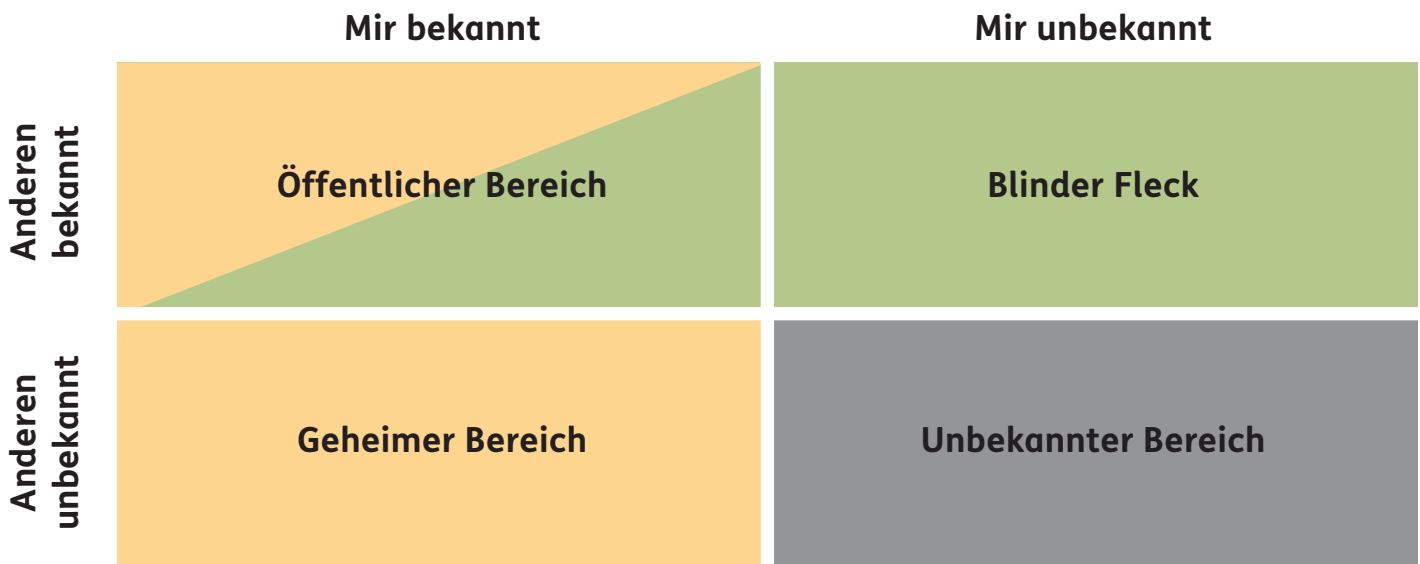
Warten wir also ab, bis diese charmanten Akrobaten der Lüfte, die uns seit nunmehr 33 Jahren erfreuen, wieder da sind! Und erfreuen wir uns einfach beim Beobachten und Hinhören!



▲ Mauersegler (*Apus Apus*) | Quelle: Wikimedia Commons | Foto: Klaus Roggel, Berlin

Kannst du noch Auto fahren?

Als wir mit dem PKW von einer Sportveranstaltung kommend auf dem Heimweg waren, fragte mein Sozius plötzlich: „Hast du schon darüber nachgedacht, wie lange du noch Auto fahren willst?“ Ich, 77-jährig, antwortete reflexartig: „Nö, sollte ich das?“ Seine Antwort: „Verstehe das bitte nicht falsch. Als Mittvierziger interessiert mich, ob du aktiv wirst, wenn du merkst, Sehen, Hören und Reaktionsfähigkeit verändern sich. Und mehr noch, ob und wie Bewohner in Eurer Residenz sich mit dem Thema ihrer persönlichen Verkehrstüchtigkeit beschäftigen.“ Wir wechselten das Gesprächsthema. Jedoch beschäftigte mich seine Frage immer wieder von neuem. Anfänglich plagte mich Argwohn: „Vertraut er meinem Fahrstil nicht? Möchte er gar meinen PKW als sein Stadtauto haben?“ Wir beide pflegen doch eine auf Verlässlichkeit gebaute Freundschaft: „Ich tue dies jetzt für dich, ohne irgendeinen Ausgleich zu erwarten und in der Überzeugung, dass du die Gefälligkeit zu einem späteren Zeitpunkt erwidern wirst.“ Also musste es für seine Frage einen anderen Grund geben. Um das herauszufinden, erinnerte ich mich an das Johari-Fenster, das ich gerne in der Personalführung als vertrauensbildende Übung anwandte. Wir vereinbarten einen Gesprächstermin mit Anwendung dieses Johari-Fensters.



Das Johari Fenster kurz vorgestellt:

Oben links – Öffentlich:

Alles ist beiden Gesprächspartnern bekannt: Name, Geburtstag, Wohnort, Familienstand, Ausbildung, Beruf, Führerschein für PKW und LKW dank der Bundeswehr.

Oben rechts – Blinder Fleck:

Mein Gesprächspartner weiß über mich etwas, von dem ich ausgehe, dass er es nicht weiß: riskante Hobbys, Beziehungen, wenig technisches Verständnis. Oder er erfuhr über die „Stille Post“ von Dritten Wichtiges zu meinem Fahrverhalten, Ermüdung auf langen Strecken oder bei Nachtfahrten, Angst vor Erster Hilfe am Unfallort.

Unten links – Mein Geheimnis:

Hier verbergen sich meine Tabus, über die ich nicht oder nur ungern reden mag: Jährliches Einkommen, Ersparnisse, autoritäre Erziehung, pubertäre Moped-Abenteuer, waghalsige und letztendlich teure Leidenschaften, Nicht konsequentes Einhalten bestimmter Verkehrsvorschriften, mögliche Punkte in Flensburg.

Unten rechts – Unbekanntes:

Wir wissen es beide nicht oder nicht mehr. Und plötzlich kommt im Dialog ein augenzwinkerndes „Weißt du noch?“, dem ein „Ach ja, ich erinnere mich. Da war doch noch etwas, das nur wir zwei erlebten. Passt, wir sagen nichts.“ folgt.

Unsere Erfahrung und Empfehlung:

Sich vorbehaltlos öffnen kostete richtig viel Mut und fand im unbeschwertem Gespräch ohne Zeitdruck statt. Im Dialog erfuhr ich von meinem Sozium, was ihm Dritte über meine Person bereits zugetragen hatten. Genauso ließ ich ihn nun mir zugetragene „top secrets“ über seine Person erfahren. Wir spürten unausgesprochen, wie Vertrauen in uns wuchs. Schon bald wechselten wir ohne es selbst wahrzunehmen vom „Blinden Fleck“ zu „Mein Geheimnis“. Wir fühlten uns fröhlich locker, unbeschwert, noch enger verbunden und vergrößerten zunehmend so unseren Fenster-Quadrant „Öffentlich“. Unsere Empfehlungen: Man muss lernen, in solch einem Grundsatzgespräch den Bereich des oberflächlichen Dialogs: „Wie geht's dir? Was macht das Wetter?...“ zu meiden und sich darauf einlassen, tiefgründiger und vorbehaltloser zu kommunizieren. Und: Jeder Mensch sollte wenigstens eine echte Vertrauensperson haben! Wie wichtig das im Alltag sein kann, beweisen immer



raffinierter ausgeklügelte Fake News von skrupellosen Ganoven. Vorgetäuschte Unfälle, angebliche Polizei- oder Bankanrufe sollen bevorzugt Senioren und Seniorinnen verwirren, um verbrecherisch an ihr jahrelang angespartes Geld, Schmuck, Münzen etc. zu kommen. In der Situation einen Vertrauten Menschen haben, das ist buchstäblich Gold wert. Und wie unbezahlbar wertvoll ist es, wenn Kinder und Jugendliche ihr Erlebtes den Eltern oder Lehrkräften vorbehaltlos anvertrauen können.

Münster macht's möglich.

Der anfänglich genannte Sozium ist unser adoptierter Sohn. Das Ergebnis: Nach unserem nicht für fremde Ohren bestimmten Gespräch fragte ich mich jetzt: „Warum war ich misstrauisch?“ Waren wir beide doch im Laufe der Jahre echte Kumpel geworden, die sich vertrauen. Die Positives und auch Negatives „ohne Blatt vor dem Mund“ austauschen. Seine Frage nehme ich inzwischen als gutgemeinte Wertschätzung auf. Ich erkenne, er möchte erreichen, dass ich noch einige Jahre unfallfrei und ohne gesundheitliche Beschwerden erleben darf und dass ich niemand Anderen gefährde. Das ehrt ihn und verpflichtet mich zu Dank. Ich habe mich inzwischen zu fachlichen Beurteilungen angemeldet. Von meinem Akustiker und meinem Optiker erhielt ich bereits ein Let's go. Vom TÜV Nord in Münster erwarte ich einen Termin zum Reaktionstest und die Verkehrswacht, Münster e.V. bietet eine Selbstfahreinschätzung für Senioren und Seniorinnen an.





Grillservice Havermann

Mobil: 0170 1733524

Unser mobiler Pflegedienst

Wir entlasten pflegende Angehörige
und stehen Ihnen mit Rat und Tat zur
Seite

0 251 399 55 80
muenster@micura.de
www.micura.de

miCura^{DKV}
Pflegedienste



Impressum

Herausgeber:

DKV-Residenz am Tibusplatz gGmbH,
Tibusplatz 1-7, 48143 Münster,
Telefon 0251 48350, info@dkv-rt.de,
www.dkv-rt.de

Geschäftsführer: Marco Wittebrock

Prokurist & Residenz-Direktor: Frank Jansing

Redaktion: Dr. Ursula Feldmann, Dr. Ruth Fritsch,
Maria Hürten, Günter Kassebeer, Dr. Monika Lahrkamp,
Ingeborg Ollmann, Ingeborg Schöberl, Josef Scheller,
Philine Kleinknecht und Monika Pfützenreuter

Redaktionsleitung: Ines Erfurth

Grafik & Layout: Manuel Seifert

Auflage: 1.000 Stück

Druck: WirMachenDruck.de

Fotos: Lukas Hötzel, Josef Scheller,
Philine Kleinknecht

Bildnachweis – Grafiken und Stock-Material:

Freepik.de, Wikimedia Commons

Unsere aktuellen Datenschutzbestimmungen finden
Sie unter dem Link:

<https://www.dkv-rt.de/datenschutz>

Von Menschen. Für Menschen. Zuverlässige Facility Services.

Ob in Pflegeheimen, in Büros, an der Pforte oder im Grünen: Vebego-Mitarbeitende findet man überall. Wir sind täglich für Millionen von Menschen im Einsatz. Immer mit dem Ziel, ein gutes Umfeld zu erzeugen.



Gebäudereinigung



Industriereinigung



Grünpflege



Technische Services



Sicherheitsdienste

Sprechen Sie uns an: Vebego Facility Services B.V. & Co. KG
+49 (5451) 93410 / ibbenbueren@vebego.de

/ **Facility Services**



**„Nur einen einzigen Schritt kostet es dich,
diesen Sommer zu erleben.
Geh' hinaus und schon bist du mittendrin
in diesem Sommer!“**

Irina Rauthmann (*1958),
deutsche Aphoristikerin
und Lyrikerin

DKV
Residenz
Tibusplatz